

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 35

Artikel: Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644159>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

Nr. 35
XVI. Jahrgang
1926

in Wort und Bild

Bern
28. August
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Heimkehr.

Von Oskar Kollbrunner, New-York.

Nun sind mir Grenzen keine Grenzen mehr —
Ein jeder Weg zur Heimat steht mir offen
In dieser Stunde süßer Wiederkehr.
Nun grüßt es mich von allen Türmen her,
Doch manchmal stehe ich, davon betroffen,
Am Heimkehrweg, die Wanderfüße schwer.

Und jeder Schlagbaum sperrt den Weg mir ab,
Weg über Berge, über Strom und Brücken,
Der schleicht so bang, wie Weg zum Muttergrab.
Und graue Wolken schatten tief herab,
Durch die, wie warnend, rote Blitze zücken:
Kehr' nicht zurück an deinem Wanderstab!

Wohl ist die Heimkehr süß, nach Jahr und Tag,
Rauschen die Ströme, weh'n die grünen Bäume
Und blüht der Blumen leuchtendes Gelag:
Doch ach! Der wehen Abschiedsstunde Schlag
Weckt wie ein Schrei dereinst in gold'ne Träume,
Den 's Mutterherz nicht überleben mag.

Doch ach! Für mich gibt's nimmer ein Haltein
Und wären alle Brücken abgerissen,
Und läg' die Welt vor mir im Feuerschein
Und giftete als Schlange jeder Stein:
Ich würde dennoch nach der Heimat müssen,
Denn also liebe ich die Heimat mein!

Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Hugenberg.

10

Heinrich Lenz wußte für einmal genug. Er bäschele noch ein wenig im Stall herum und nahm dann die Laternen vom Nagel mit dem Bemerkten, daß das Vieh unterdessen auch seine Ruhe haben müsse.

Für den kommenden Vormittag war ein Kirchgang geplant gewesen. Aber nun blieb Heinrich nach dem Füttern bis zum Mittagessen in seiner Kammer und setzte mit viel Mühe und Ausdauer einen Brief an den Zeerli in Schmeltach auf, worin er dem Winkeladvokaten in möglichst gewundenen Ausdrücken mitteilte, daß es sich ihm zurzeit nicht schide, indem etwas Unerwartetes eingetreten sei. Aufgeschoben sei aber nicht aufgehoben usw. Den Brief trug er am Nachmittag selber nach Schönen hinab, um ihn dort in den Briefeinwurf zu stecken. Denn der Briefträger Fehr in Lenzenholz durfte beileibe nicht merken, daß er etwas mit dem Zeerli zu tun hatte.

Merkwürdigerweise kam ihm nun plötzlich alles wunderbar einfach vor. Das Sprichwort sagte wohl nicht umsonst, ein Weibervolk trage in der Schürze fort, was ein Mann mit vier Pferden zuführe. Gewiß, das mußte ein anderes Vorwärtkommen sein, wenn an Annettes Stelle eine fleißige, sparsame Frau das Regiment im Haus hatte. Dann ließ sich das Geld für den Prozeß wohl nebenbei zusammenbringen...

Im Heimgehen schlug Heinrich den Umweg über die Zeltegg ein; aber die Hoffnung, daß ihm Sabine vielleicht zufällig in den Weg laufen würde, sollte sich leider als trügerisch erweisen. Den Frauen geht gleich am ersten Sonntag ins Haus zu fallen, das ging auch nicht wohl an. Besser, man wartete ein wenig zu, bis sich der erste Zorn über die Enttäuschung bei der Bucherin gelegt hatte.

Während Heinrich an einem der nächsten Nachmittage auf seinem Niederlein an der Zeltegghalde Kartoffeln ausbadete, kam Sabine Bucher halb sonntäglich gekleidet mit einem kleinen, grünen Schiebkarren vom Dorfe herauf; sie mußte nahe an ihm vorbei. Er würde sie nicht einmal erkannt haben, wenn sie nicht den Karren abgestellt und ihn mit einem munteren Gruß angerufen hätte. Sie war ja gar nicht so, wie er sie sich gedacht und aus der Erinnerung vorgestellt hatte: schmal von Gestalt, ein wenig bleich und allzeit eigensinnig. Ihr widerspenstiges Kraushaar war dunkler und zahmer geworden; auf den frischen, sonnengebräunten Wangen war von dem kleinen Mal kaum mehr eine Spur zu sehen. Und wenn sich Heinrich gegen Tischbergers Bemerkung vom „respektablen Lebensgewicht“ im stillen ein wenig aufgelehnt hatte, so war ihm Sabine nun auch in ihrer jugendlichen Fülle eine Überraschung. Er stand wirklich einem fast fremden Mädchen gegenüber, dem

dazu fortwährend ein Lächeln auf die Mundwinkel kommen wollte, wie wenn sie sich über etwas innerlich belustigte. Vielleicht gerade über seine großen Augen und über seine schwerfällige Verlegenheit.

Ob es wohl ausgebe, fragte sie jetzt.

„Es geht so“, gab er gemächlich zurück. Sie durfte nicht merken, daß ihm die Kehle halb zugeschnürt war. „Wenn halt nur nicht so viel Kranke darunter wären. Das nasse Wetter im Nachsommer.“

Während er noch redete, durchlief es ihn blühtartig: sie ist es doch noch! Und jetzt, in diesem Augenblick, denkt sie an das Lebkuchenherz! Mit einem einzigen Wort könnte man es vielleicht zuwege bringen, daß sogleich alles Fremde von ihr abfiel! — Er zermartete sich das Gehirn nach diesem Wort, aber die Gnade ward ihm nicht zuteil.

Und etwas sagen mußte er doch; er konnte nicht vor ihr dastehen wie ein Pfahl.

Wie man so höre, stehe es mit dem Wein im Unterland nicht übel, brachte er endlich im altgewohnten Tone bäuerlicher Besorglichkeit heraus. Hier rechne man allerdings nur auf einen Mittelherbst.

„Man wird halt nehmen müssen, was es gibt, wie immer“, meinte sie dazu.

Und nun war schon eine Verlegenheitspause da, die mit unheimlicher Schnelligkeit wuchs und bereits unerträglich wurde. Sichtlich unter ihrem Zwang stehend, nahm Sabine die Handgriffe des Kärreleins vom Boden auf. „Also — mach dann nicht zu spät Feierabend!“

„Sobald es an der Zeit ist“, ergänzte er das landesübliche Abschiedswort in durchaus einwandfreier Weise.

Und nun ging sie wirklich ihrer Wege. Wie gern hätte er sie noch ein wenig angesehen und sich ihrer kurzweiligen Nähe gefreut!

Er hätte ihr nachgehen und sie an den Händen zurückhalten mögen. Statt dessen schlug er jetzt den Karst wütender als vorhin in die Erde; er war wirklich wütend über sich selber. Was wäre das für eine goldene Gelegenheit gewesen! Und sie hatte sich so unbefangen und zutunlich gezeigt! —

Eine ganze Menge von Fragen, die er hätte an sie stellen können, fiel ihm jetzt ein. Ob sie sich da auf dem Lenkenholz noch auskenne und ob sie kein Heimweh nach den Unterländer Burschen habe? Ob sie noch wisse, wie er ihr einmal einen Sack voll Äpfel dort den Rain hinaufgetragen, weil sie ihn auf dem viel zu kleinen, lotterigen Zweiräderwägelchen gar nicht mehr fortgebracht habe? Gewiß, eine leise Anspielung auf jenes vielsagende Angebinde oder auf jenen dummen, längst vergessenen Tanzsonntag hätte sich auch ganz gut anbringen lassen; und dann hätte er sicher merken müssen, ob sie's gern oder ungern höre...

Zehntes Kapitel.

Von einem gestörten und einem mißlungenen Glücksgang.

Schon am folgenden Sonntag machte sich Heinrich Lenk gegen Abend festen Entschlusses zu dem sauerfüßen Gang nach der Zeltegg hinaus auf die Beine, dessen Anfang, Verlauf und Enderfolg er sich die Woche über bis in die kleinsten Einzelheiten ausgedacht und zurechtgelegt hatte. Irrendwelche Störung von außen hatte er dabei nicht in

die Rechnung gesetzt und war um so ärgerlicher, als es gleich von Anfang an nicht programmäßig gehen wollte.

Noch wenige hundert Schritte vom Dorf entfernt, hörte er sich beim Namen rufen. Sein Altersgenosse Gottlieb Herger war scharfen Schrittes hinter ihm her und gab sich alle Mühe, den langsam Weitersehreitenden einzuholen.

„So wart' doch endlich einmal!“ rief der Atemlose ihn schon von weitem an. „Ich muß dich heut abend haben, sonst gibt's etwas ganz Dummes!“

„Hä, was hast du denn zu tribulieren?“ fragte Heinrich und blieb unwillig stehen.

Gottlieb Herger stand jetzt keuchend und mit hochrotem Kopfe vor ihm. Er konnte eine Weile kein Wort sagen.

„Im Köhli hab' ich dich gesucht, dann daheim, und am End' hat mir zum Glück der Lenkenfonrädli — sagen können — du siehst da hinauf“, brachte er endlich rudweise heraus.

Heinrich vermochte seinen Unmut nicht zu verbergen. Durch allerlei kluge Selbstbelehrungen hatte er sich im Gehen aus der ersten Zaghastigkeit aufzurempeln gesucht, und es war ihm jetzt, als wäre der schwerste Teil der Arbeit bereits so gut wie überwunden gewesen.

„Und — was soll denn eigentlich gespielt werden?“ drängte er ärgerlich.

Der andere setzte sich auf das Rasenbördchen neben dem schmalen Fahrweg. „Ich muß, weiß Gott, zuerst ein wenig verschnaufen.“

„Run, dann verschnauf' du meinetwegen!“ Der Ungeduldige schickte sich bereits wieder zum Gehen an.

Da beeilte sich Herger, ihm ohne Umstände den Weg zu verlegen. „Bescheid mußt du mir eineweg geben“, sagte er beinahe verzweifelt. „Hast du nicht selber zu mir gesagt vor drei Wochen, wenn wir die Mehlbucktochter mit ihrem Fünfzehntausender einem von denen dahinten überlassen, so sollte man uns Lenkenholzer Burschen alle miteinander vogten oder noch einmal in die Häfelischule schiden.“

Heinrich schien nicht recht zu verstehen. „Hä, was gibt's denn da noch zu berichten? Du hast es doch mit der Töde*) im reinen, mehr braucht's nicht.“

„Ja, wenn mir der Mauchenfelix von Rasparshubel nicht über den Gatter gestiegen wäre!“ Gottlieb Herger schnitt ein tiefbekümmertes Gesicht und sah den Kameraden hilflos an.

Dieser war nun plötzlich aufmerksam geworden. „So, der“, sagte er gedehnt. Er hatte es dem Felix Mauch noch nicht vergessen, daß er auch bei denen gewesen war, die ihn damals in Förster Steinlis Hausgang überfallen, und daß er sogar als erster mit dem Hakenstock auf ihn eingehauen hatte.

„Aber die Mehlbucktochter weiß doch auch, auf welche Seite sie gehört“, meinte er nach einigem Nachdenken beruhigend. „Hat sie nicht noch als Viertklässlerin mit uns in Radhofers Wagenhopf „Mäh! Mäh!“ gerufen und sich die Nase zugehalten, wenn ein Rasparshuber durchs Dorf ging?“

Gottlieb Herger machte eine wegwerfende Bewegung. „Kinderfaken! Sag' dann einem Hofnarren etwas von Dörligeist! Die haben von so etwas weniger eine Ahnung

*) Von Dorothea.

als ein Galtrind von einem Dezimalbruch. — Und mit den Mädchen, das ist sowieso eine Sorte, die mit jedem neuen Tag eine neue Wunderlichkeit aufs Tapet bringt. Zeig' mir eine allereinzige auf zehn Stunden weit, die heute weiß,



Lehtes Leuchten überm Sommerland.

was sie morgen will! Jetzt, von einem Tag auf den andern, muß es unbedingt ein Rohbauer sein, darunter tut's die Töde nicht. Sie hat es mir ganz offen heraus bekannt, daß der Mauchenfelix vorher, da er noch mit langweiligen Stieren kutscherte, auch nicht ein bißchen bei ihr gezogen hätte. Du glaubst nicht, sie ist ganz verrückt darauf, auf einem Rennwagen zu sitzen und das Leitseil in Händen zu halten."

"Narr du, so gibst ihr's eben in die Hände!" Heinrich war ganz eifrig geworden. „So dumm werden doch du und dein Alter nicht sein! Und vom Rebhöfli-Mauch in Rasparshub braucht ihr auch kein Geld zu entlehnen."

"So wenig wie vom dritten Heinerich!" ergänzte Gottlieb Herger etwas beleidigt. „Es dauert allensfalls keine drei Tage mehr, bis ein Gaul in unserm Stalle steht. Und eineweg ein anderer, als dem Mauchli seine zwei Grabengumper. Aber was hab' ich davon, wenn ich's der Töde nicht zu wissen tun kann — heute noch, je baldere, je lieber. Halt weil mir der Weg abgeschnitten ist? Und wenn dann der andere den Vogel fangt? ... Der Mauchenfelix hat sich des Teufels verschworen, das erstemal, da ich mich auf dem Mehlbuck bliden lasse, müsse auch das letztemal sein. Ich könne dann meine Stöckzähne am Morgen im Straßengraben zusammenlesen."

Heinrich Lenz besann sich einen Augenblick. „Dann müssen aber auch welche vom Mauch darunter sein", sagte er hierauf ohne Prahlerei, aber scharf und bestimmt. Er reckte die Schultern ein wenig empor und richtete sich in seiner ganzen Länge und Breite auf, so daß sich Gottlieb Herger neben ihm fast wie ein Knabe vorfand.

„Jetzt, wenn du so redest, dann geht noch alles zum rechten Loch hinaus", atmete das schwächliche Bürschlein auf. „Weißt, der Lenzenkonrad und der Tischberger wären mitgekommen. Aber auf den Konradli ist sowieso kein Verlaß, und der Tischberger würde mir am End die Schlappe noch gönnen, weil er selber den Fünfzehntausender einmal scharf im Auge gehabt hat."

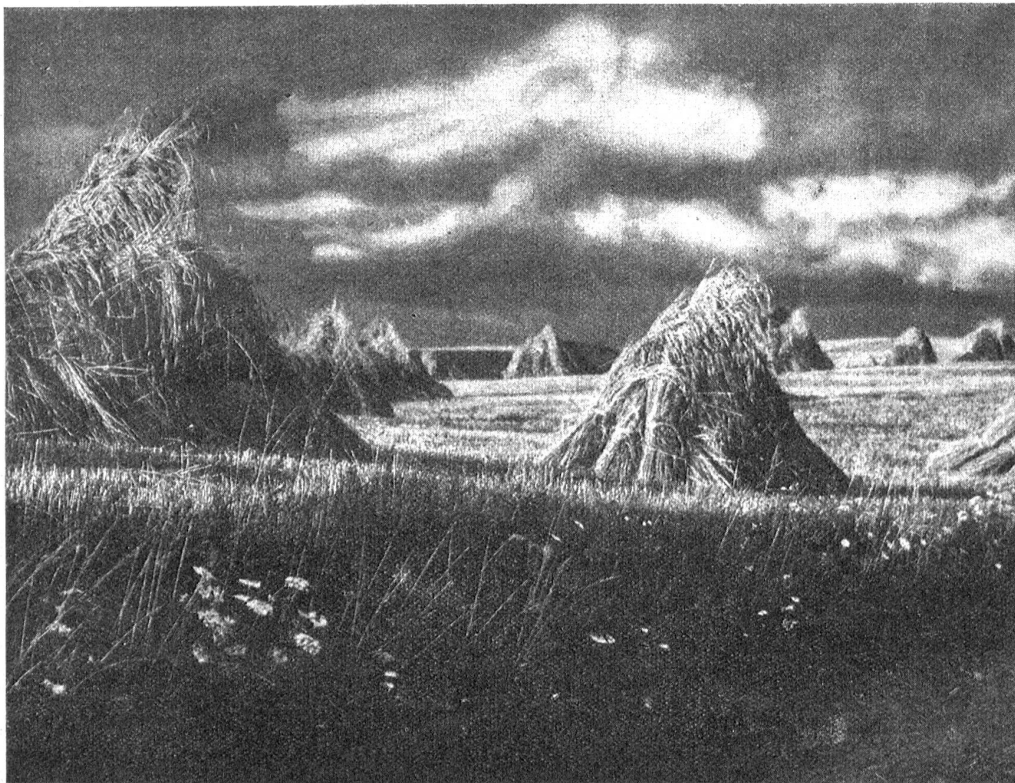


Gewitterstimmung im Erntefeld.

Die beiden wandten sich nun gemächlichen Schrittes gegen das bereits ins Dämmerlicht getauchte Dorf zurück, um dann vor den ersten Häusern ohne weiteres in den Mehlbuckweg abzubiegen. Gottlieb Herger war sehr leutselig und plauderte und berichtete in einem fort, während Heinrich nur hin und wieder die knappe Bemerkung wiederholte: „Der Mauchenfelix bekommt die Mehlbucktochter nicht."

Drei Sonntagabende nacheinander gab er dem Kameraden auf seinen Rittgängen das Geleit und spielte auf dem Mehlbuckhof in wohlgewähltem Versteck beharrlich und getreu den Liebeswächter. Seine heimliche Besorgnis wegen Sabine redete er sich damit aus, daß ja nach Annetzens schadenfrohen Bemerkungen kein einziger Bursche im Dorf sich auch nur einen Nagel groß um das Seiden-Bucherli kümmerte, am wenigsten die, die sich vorher um ihretwillen oder vielmehr wegen dem Geldlein der alten Wenkin fast hätten hinterfinten wollen. Man durfte sich also, da es nun einmal nicht anders ging, ohne Not eine Woche oder zwei Zeit lassen. Es tat seinem Herzen wohl, wenn er daneben erfuhr, wie der Zeltteggbauer, bei dem Sabine jetzt im Taglohn schaffte, ihre Anstelligkeit und ihr fleißiges Wesen nicht genug rühmen konnte.

Am dritten Sonntag endlich, an dem es Heinrich zu seiner besonderen Genugtuung gelungen war, dem Felix Mauch die von ihm seinerzeit erhaltenen Prügel mit Zinseszinsen zurückzubehalten, bei welcher Gelegenheit freilich auch ein paar Beulen und Schrammen für ihn abfielen, stellte sich ihm Gottlieb Herger auf dem späten Heimweg als Hochzeiter vor. Stolz wie ein Feldherr nach gewonnener Schlacht teilte er seinem Beschützer mit, daß er nun den Ranf gefunden habe und daß schon am Dienstag, als am Namens-



Reicher Segen lohnt des Landmanns Müß'.

strauch oder einsamen Vogelbeerbaum, muß man liegen, ganz still und versonnen, und in das flimmernde Auf und Ab, Hoch und Nieder der Mehrenwellen blinzeln, bis man die eigene Körperlichkeit verliert und sich eins fühlt mit der Unendlichkeit umher. Dann offenbaren sich dem Träumer die Geheimnisse des Feldes. Da hört man das pulsende, triebkräftige Leben seiner verborgensten Welt mit tausend und aber tausend Stimmen als das Hohelied seiner Seele zum Himmel aufsteigen, ein jauchzendes Lied der Daseinswonnen, des höchsten Lustgefühls von Wachsen und Reifen, in das die leise ahnungsvolle Klage des Weltens und Vergehens wie ferner Sensenklänge hineintönt. Und man hört die Lust und das Leid der eigenen Seele in diesem Lied mit-schwingen und versteht die Sprache all dieser Mi-

tag seines zukünftigen Alten, die Ringe gewechselt würden. Als eine besondere Dreingabe des Glückes betrachtete er die erlangte Gewißheit, daß eine Mehlsacktochter noch um verschiedene tausend Steine schwerer sei, als man so gemeinhin annehme. (Fortsetzung folgt.)

Erntesegen.

Von Walter Schweizer.

(Mit photographischen Aufnahmen des Verfassers.)

Zwischen den Dächern und Mauern schimmert ein Stück Sonnenhimmel durch den Dunstkreis der Stadt. Nur ein kleines, leuchtendes Biered, aber groß genug, um die unstillbare Sehnsucht zu wecken nach der Weite, draußen, weit draußen im flachen Land, das so wenige kennen. Wohl kennt man die Landschaft, wenn man sie mit dem Zug durchfährt, aber ihre letzten und tiefsten Schönheiten und Geheimnisse, die Wonnen und das Grauen ihrer Ewigkeits-offenbarungen sind nur den wenigsten bekannt.

Jetzt ist die Zeit, wo das goldene Meer der Kornfelder da draußen hoch in Mehren wogt, wo das Hohelied des Feldes aufsteigt mit Verchensfang in die strahlende Unendlichkeit. Wo eine ganze Welt für sich, mit und in dem Felde, entstanden und geboren, ihr Leben in Wachsen, Blühen, Reifen und Genießen vollendet. Wer diese Welt kennen lernen will, der muß sie lieben mit Heimatsliebe, und er muß sie von Kindheit an belauschen, heimlich und andachtsvoll belauschen, in allen ihren tiefsten Verborgenschaften und Wundern. Von der Landstraße aus geht das nicht. Da muß man zu allen Stunden des Tages und in der Nacht mitten im Felde gewesen sein, seinem Herzen ganz nahe.

Man muß die schmalen Abzugsgräben entlang in die Kornfelder hineingehen, bis man nichts mehr sieht, als den Salmenwald, die Mehrenspitzen und darüber den Lufthorizont ohne Grenzen und vielleicht ganz in der Weite noch im Hauch die Alpen. Und dort auf den Grabenrainen, zwischen Gras, Sauerflee und wilden Blumen, unter einem Brombeer-

riaden Lebewesen, die aus dem Salmenwald schwirren und zirpen, loden und rufen, summen, pfeifen, flöten und trillern.

Nur in der Mittagsstunde verstummt und schweigt das Feld. Wenn die Sonne im Zenith steht und die ganze Kraft und Allgewalt ihrer strömenden Strahlenfülle in seinen Schoß ergießt, in heiliger Zeugungsbrunst der Befruchtung, dann erstirbt jeder Laut, jede andere Lebensäußerung in der Wonne des Empfangens. Salm und Mehre stehen regungslos aufgerichtet zur Gottheit, wie in hypnotischem, ekstatischem Begehren, und scheu verbirgt sich alles Getier vor dem geheimnisvollen Walten der schöpferischen Stunde. Allwäter steigt hernieder und segnet das Feld, daß es gedeihe und vielfältige Frucht trage.

Und wer zu dieser Stunde, vertraut und eins mit dem Felde, andachtsvoll seinem Herzschlag lauscht, der hört das leise Raunen und Rauschen der Ströme aus Ewigkeitsfernen, die noch heute aus Midgards Urbrunnen vom Geheimnis des Werdens und Vergehens künden. Und es kann ihm geschehen, daß einer von Odins Raben geflogen kommt, ihm gegenüber auf dem alten, granit'nen Markstein hockt und plötzlich ein seltsam Lied anstimmt von den drei Kernen unter Ygdrasil, dem Welkenbaum, die ihm ein Weisheits-sprüchelein verrieten.

Und wenn ein altes Weiblein, gebeugt am Stod, daher kommt, dann weiß er, das ist keine Alte aus dem Dorf, das ist die Roggenfrau, die durch die Ewigkeiten geht und schon zu Wallhals Zeiten in den Mehrenfeldern der Menschen die heilkräftigen und auch giftspendenden Kräuter sammelte, um ihre Zaubertränke zu bereiten zum Segen oder zum Fluch. Oder es kommt ein blondes, hochbusiges Weib über den Grabenrain, das seine Flechten wie eine strahlende Krone trägt und Augen hat, blau wie die Kornblumen, mit einer Sichel im Arm. Doch ist es keine Schnitterin von den hiesigen, es ist die Mittagsfrau, eine nahe Verwandte der Roggenmühle. Wehe dem Manne, der sie für eine Magd hält und die heilige Stunde des Feldes entweicht mit seiner Begierde nach ihrer Schönheit — ihr Ruß ist für den Sterblichen tödlich. Noch andere wunderbare